Familienblätter

Sonntags-Beilage der Posener Zeitung.

Nr. 12. Posen, den 22. März. 1891.

Auf dem Eise.

Heitere Geschichte von Hugo Klein.

Auf dem Eislaufplatze der vornehmen Welt tummelte sich im Nebel des Morgengrauens eine seltsame Gestalt. Es war ein pausbäckiger kleiner Junge, welcher an den unbekleideten Füßen Schlittschuhe aus Thierknochen trug, wie sie die alten Friesen gebraucht haben mochten und heute vielleicht nur noch in dem einen oder andern Antiquitätenkabinet zu entdecken wären.

Der kleine Junge erschien nicht nur barfuß, seine Bekleidung war überhaupt trotz der grimmigen Winterkälte eine äußerst dürftige, was indessen Niemanden überraschen wird, wenn wir sagen, daß der emsige Schlittschuhläufer kein Anderer war, als Herr Amor, ausgewiesener Gott aus Griechenland, ledig, einige Tausend Jahre alt und doch ewig jung. Uebrigens in den weitesten Kreisen berüchtigt.

Unterstandslos, wie dieser von mannigfachen tollen Streichen wohlbekannte junge Herr derzeit ist, treibt er sich in der ganzen Welt herum und erscheint nun gar auch auf den Eislaufplätzen der großen Städte, wo er sich in unheimlicher Weise zu schaffen macht. Er eilt auf seinen knöchernen Schlittschuhen eilig hin und her und zeichnet geheimnißvolle Figuren auf die spiegelglatte, glitzernde Fläche — wenn wir nicht irren, so stellt eine derselben ein Herz vor, das von einem Pfeile durchbohrt wird — und zwar von einem Pfeile, welcher im Zwielicht des Morgens wie in Flammen getaucht erscheint.

Die vornehme Gesellschaft, die gegen Mittag, wenn die Sonne strahlend auf die Eisfläche herunterblinzelt, dort erscheint, merkt natürlich nichts von dem drohenden Flammenschein und begiebt sich ahnungslos auf die Eisbahn, wo ihr ein mächtiger Missethäter in unsichtbarer Weise gefährliche Fallen legte.

Als Herr Friedel Blauwurm, der Sohn des alten Blauwurm, der das große Bandgeschäft in der Langenstraße hat, an diesem Tage in der Eislaufhalle erschien, um seinem gewohnten Vergnügen nachzugehen, erblickte er ein junges Mädchen, welches er wohl schon einige Mal auf der Straße gesehen, das ihm aber nie so schön erschienen war, wie eben jetzt. Freilich krönte ein sehr keckes, sehr kokettes Pelzkäppchen das reiche Blondhaar, und die Kälte hatte die sonst etwas blassen Wangen der Schönen tief geröthet. Selbst die in gleich lebhaftes Roth getauchte Nasenspitze der Kleinen war von vorzüglicher Wirkung, denn sie brachte weitere Farbe in das hübsche Gesichtchen, aus dem ein Paar übermüthige Augen tiefblau und siegesbewußt in die Welt blickten. Herr Friedel kannte das Dämchen wohl, es war Fräulein Amélie, die einzige Tochter des steinreichen Bankiers Ernst Schaumann — steinreich im wahrsten Sinne des Wortes, denn gerade in der Langenstraße nannte er ein großes vierstöckiges Haus sein eigen, von allem sonstigen Besitz ganz abgesehen. Herr Friedel Blauwurm hatte sich nie um die Tochter gekümmert; erstens hatte er noch nicht bemerkt, daß sie anmuthig war, welche Erkenntniß ihm erst an diesem Tage kam; zweitens imponirte ihm das schöne Haus gewaltig und erfüllte ihn gegen seine dereinstige Besitzerin mit geheimnißvoller Scheu. Er liebte die reichen Mädchen nicht; er hielt sie für hochmüthig, überbildet, verwöhnt — namentlich für verwöhnt, viel zu verwöhnt für die Stürme des Lebens, die keinem Menschen erspart bleiben, viel zu verwöhnt für eine gesunde Ehe, in der nicht immer Süßholz geraspelt wird, und meinte deshalb, solche Mädchen hätten ihren Beruf verfehlt. Und auch eben jetzt auf dem Eislaufplatze, wo er übermächtig die Lust empfand, mit diesem hübschen Mädchen eine halbe Stunde zu scherzen, eben jetzt wurde ihm der Reichthum der Kleinen sehr nachdrücklich in die Erinnerung zurückgerufen. Denn ein Heer von Hofmachern und Verehrern umgab und umschwärmte sie, sobald sie den Fuß auf die Eisfläche gesetzt hatte — konnte ein Anderer diese Schmeichler und Mitgiftjäger an süßen Redensarten und Ausdauer überbieten?

Herr Friedel Blauwurm ging ihr also auch an diesem Tage aus dem Wege und zog abseits verstimmt seine Kreise auf der Eisbahn. Wenn wir sagen verstimmt, so wollen wir gleich hinzufügen, daß er dabei nur das entgangene Plauderstündchen im Auge hatte und nichts weiter. Der geehrte Leser wird uns unbedingt Glauben schenken, wenn wir ihm sagen, daß Herr Friedel Blauwurm Präsident eines Junggesellenbundes und Anti-Ehe-Vereins war, der außer ihm bereits — man denke und staune! — elf Mitglieder zählte und jeden Freitag im Gasthaus „zum rothen Ochsen“ zum gemeinsamen Souper sich zusammenfand. Die Gründung des Vereins der Ehefeinde hatte ein gewisses Aufsehen in dem Viertel erregt und die Aufmerksamkeit der weiblichen Welt drei Straßen in der Runde auf das Dutzend Mitglieder des „Anti-Gimpel-Clubs“, wie er sich despektirlich nannte, gelenkt. Die jungen Mädchen lächelten, wenn einer der „Bande“ in Sicht kam — lächelten spöttisch, als wollten sie sagen: „Ah, die Trauben sind Euch zu sauer!“ — oder lächelten malitiös in dem heimlichen Gedanken: „Wer weiß, ob Ihr nicht zu Fall kommt!“ Die betreffenden Mütter machten anzügliche Bemerkungen über den Namen des Gasthofes, in welchem die Symposien des Junggesellenbundes stattfanden und bald hatten seine Angehörigen den Spitznamen der „rothen Ochsen“, der sie selbstredend gegen die

Tücke des weiblichen Geschlechtes, die ihn lancirte, mit neuem Grimm erfüllte. Um Mißverständnissen vorzubeugen, wollen wir noch erwähnen, daß die „Ehefeinde" durchaus keine Weiberfeinde waren und mancher derselben in freien Stunden ein hübsches Schätzchen am Arme führte. Aber heirathen — puh! davor erfüllte sie Alle ein Grauen!

Der Sohn des Bandwaarenhändlers „lief" also verstimmt und allein und beobachtete nur aus der Ferne das Treiben des kecken Blondkopfes, welcher sich mit seinem Rudel Sklaven trefflich zu unterhalten schien, denn ab und zu schlug an die Ohren Friedels ein melodisches Lachen, welches ihn mächtig erregte. Er ahnte dunkel, daß dieses Lachen selbst dem Präsidenten des Weltbundes der „Anti-Gimpel" die Sinne zu verwirren vermochte. Aber gerade das reizte ihn — nichts auf Erden lockt die Jugend mächtiger, als die Gefahr — besonders wenn sie sich in so graziöser Form zeigt, als Schnürleiber, knapp anliegende, pelzbesetzte Jäckchen und wogende Frauengewänder — errathen lassen . . .

Und so bildete auch Fräulein Amélie Schaumann einen Magnet, der seine Zauberkraft auf einen Blauwurm unserer Bekanntschaft nicht verleugnete. Immer enger wurden seine Kreise, immer näher rückten sie — besonders, nachdem Fräulein Amélie in übermüthiger Laune alle Sklaven weit hinter sich gelassen hatte und einsame Gefilde auf der Eisbahn aufsuchte. Herr Friedel konnte die Lust nicht bezähmen, der hübschen Kleinen aus nächster Nähe in die Augen zu blicken — sein Stolz war gebrochen, lüstern und demüthig segelte er einher — sie hätte nur ein Wort sprechen müssen und er wäre sogar bereit gewesen, sich in das Heer der Sklaven einreihen zu lassen . . .

Da geschah nun das große Ereigniß, welches schicksalsschwer den ganzen weiteren Verlauf unserer Geschichte bestimmt — und gerade die Stelle, an welcher Amor, der Taugenichts, mit dem Thierknochen ein verhängnißvolles Zeichen in die Eisrinde geschnitten, war der Schauplatz des Ereignisses. Lockerte sich der Riemen des Halifax oder gerieth das scharfe Eisen durch eine bedrohliche Zeichnung aus dem Geleise — wer kann es sagen?! Sicher aber ist, daß Fräulein Schaumann, Amélie vornehmen Namens, plötzlich strauchelte und der ganzen Länge nach auf dem Eise hinfiel — und in einer so hilflosen und verzweifelten Lage aus blauen Augen rührend und verführend emporblickte, daß selbst das verstockte Herz des Präsidenten der „rothen Ochsen" tief bewegt war. Er eilte blitzschnell herbei und half der vornehmen Amléie galant auf die vornehmen Füßchen . . .

Ein leiser Ausruf des Schmerzes entfuhr den Lippen des schönen Mädchens, als es sich aufrichtete.

„Haben Sie sich verletzt?" fragte Herr Friedel besorgt.

„Es scheint," klang es vom rosigen Munde klagend herüber.

„Wo schmerzt es?" fragte er weiter in gleich lebhafter Theilnahme.

„Ich glaube, ich habe mir den Fuß verstaucht," erwiderte der Blondkopf, indem er in seinem Weh schmerzlich das Gesicht verzog, aber nicht versäumte, gleichzeitig einen dankbaren Blick auf den theilnahmsvollen Jüngling zu werfen.

Dieser Blick hatte noch gefehlt, um das moralische Gleichgewicht des Präsidenten des Vereins, dessen Programm so entschieden gegen die weitere Vermehrung der Schwiegermütter Front machte, vollständig zu erschüttern.

Er bot der Verunglückten galant und hochherzig seine Stütze an.

„Bitte, mein Fräulein, stützen Sie sich auf meinen Arm — aber ganz ungeniert, als wäre ich ein Knotenstock oder ein Brückengeländer. Ich bin zwar weder aus Holz noch aus Stein — und wärmer klang bei diesen Worten die Stimme des bereits mehrfach gekennzeichneten Präsidenten — „aber eine holde Last wie diese trage ich gern."

Die Dame wollte ihm für diese Artigkeit einen neuen Dank zulächeln, statt dessen entfuhr jedoch ein prosaisches „Au" ihrem Munde.

„Was ist Ihnen?"

„Es schmerzt fürchterlich. Wenn ich mir nur nicht den Fuß gebrochen habe!"

„Was Ihnen nicht einfällt. Machen Sie sich zu Hause kalte Umschläge auf die Knöchel, und in zwei Tagen werden Sie wieder gesund sein wie ein Fisch!"

Herr Friedel Blauwurm merkte erst an der verletzten Miene seiner Dame, daß er sich jetzt etwas zu vertraulich ausgedrückt und dabei einen nicht ganz schmeichelhaften Vergleich gebraucht hatte. Die Kleine rümpfte das Näschen und sprach kein Wort mehr, was seine Gefühle selbstredend auch um ein Beträchtliches abkühlte. Schweigsam wie sie geleitete er sie zur Eislaufhalle, wo sie von einer bebrillten Engländerin mit jammervollem Kauderwelsch empfangen wurde. Auch die Sklavenschar drängte sich herbei, ächzte und stöhnte über das gewaltige Unglück, so daß sich ein theilnamsloser Mensch vom Schlage „Junggesellen bis auf's Messer" über seine Gleichgiltigkeit innerlich tief beschämt fühlen mußte. Fräulein Amélie war so in Anspruch genommen, daß es nicht Wunder nehmen kann, wenn sie vollständig vergaß, daß er auf der Welt war. Eine Weile stand er unbeachtet neben der jammernden Gruppe, die nachgerade zu einem gewaltigen Volksauflauf zu werden drohte, dann aber machte er plötzlich Kehrt und glitt auf die Eisbahn zurück. Von seinen Lippen fiel dabei ein glücklicherweise ungehörtes, kerniges Wort, dessen beiläufigen Sinn Schiller mit seinem „den Dank, Dame, begehre ich nicht!" in viel höflicherer Form ausgedrückt hatte.

Er war an diesem Tage sehr ärgerlich. In dem Bandladen seines Vaters, wo er wegen seiner angenehmen Umgangsformen sehr beliebt war, zankte er mit allen Kommis und selbst die hübschen Kundinnen, die sich stets an ihn wandten, wenn die Angestellten die Preise zu hoch hielten, worauf er nie verfehlte, besänftigend und vermittelnd einzugreifen, selbst diese hübschen Kundinnen, welche dieses Mal kurz und entschieden abgewiesen wurden, erklärten, mit dem jungen Herrn sei es heute „nicht ganz richtig."

Die schlechte Laune hielt auch am nächsten Tage an und schlug erst am dritten Tage um. An diesem Tage nämlich kam ihm Fräulein Amélie auf dem Eise entgegen, „gesund wie ein Fisch," sagte, er hätte Recht gehabt, die kalten Umschläge wären von wundervoller Wirkung gewesen. Nach dieser ersten Genugthuung, die sie ihm zu Theil werden ließ, entschuldigte sich die Kleine auf reizende Art, daß sie ihm letzthin für seinen Liebesdienst zu danken vergessen, und bat ihn, in ihrer Nähe zu bleiben, da ihr Fuß „noch nicht ganz sicher" sei. Und so blieb er in ihrer Nähe — an diesem und auch an den anderen Tagen, nachdem der Fuß der Schönen schon „ganz sicher" geworden war und nur das Herzchen in Gefahr schwebte, auszugleiten. Er wurde in die Armee der Sklaven eingereiht — wurde assentirt, rekrutirt und numerirt — aber in erfreulicher Weise numerirt, denn er war der Erste unter Allen und ein weiteres Avancement hätte ihm ganz bestimmte Anrechte auf die jugendliche Beherrscherin dieses Sklavenreiches gegeben.

Und ein solches Avancement trat drohend genug an ihn heran. Beinahe täglich sah sich das Paar auf dem Eise, und wenn die Schöne eine Tanzunterhaltung besuchte, wußte sich auch Herr Friedel immer eine Einladung zu verschaffen. Dann walzte sie in seinem Arm durch den Saal, und was der kleine Gott auf der kalten Eisbahn so sinnreich eingeleitet hatte, schien auf dem heißen Tanzparket ein unsinniges Ende nehmen zu wollen. Immer zärtlicher wurden ihre Blicke, immer glühender seine Komplimente, immer fröhlicher wurde ihr Lachen, wenn sie ihn erblickte, und immer mächtiger sein Grauen, wenn er an eine gewisse Kumpanei im „rothen Ochsen" dachte.

Ja, der Präsident dieser ehrenwerthen Gesellschaft stand vor einer schweren Versündigung, die ihm das Herz bedrückte. Er hatte noch Grundsätze und es erschien ihm unstatthaft, ehrlos, verrätherisch — ja, verrätherisch — daß er als Präsident dieses Vereins mit wehenden Fahnen zum Feinde übergehen sollte. Wäre dieser Zwiespalt zwischen Herz und Pflicht nicht gewesen, o, dann hätte er sich Fräulein Amélie längst erklärt, hätte längst von den Eltern der Schönen, die viel von ihm zu halten schienen, die Hand der schmucken Blondine verlangt. Aber der unheilvolle Zwiespalt bestand einmal und so ging er gebeugt und verzweifelt umher. Bei seinem Mädchen dachte er nur einer gewissen Präsidentschaft, und

wenn er an einem gewissen Tische den Vorsitz führte, schwebte ihm immer ein holder Blondkopf vor den Augen. O, er war ein Verräther, ein zweifacher Verräther, Verräther an seiner Liebe, Verräther an seiner Pflicht . . .

Da geschah es an einem kalten Februarmorgen — es war schon gegen Ende des Faschings — daß der Postbote unserm unglücklichen Helden eine ungewohnt große Anzahl von Briefen brachte. Erstaunt öffnete er einen nach dem andern, und je mehr er las, desto heiterer wurden seine Mienen, desto strahlender sein Blick. Als er die letzte Epistel gelesen hatte, lachte er laut auf, dann nahm er rasch seine Schlittschuhe und fuhr hinaus auf die Eisbahn.

Er hatte Amélie eine wichtige Mittheilung zu machen. Als er auf der Eisbahn erschien, erblickte ihn die Eisgöttin schon von Weitem, klatschte freudig in die Hände und eilte herbei. Er ihr stürmisch entgegen! Aber war es gar zu stürmisch gewesen oder hatte Amor, der kleine Gott, auch an diesem Morgen geheimnißvoll wirkende Zeichen auf die glatte Bahn gemalt und damit Hindernisse geschaffen, über welche die sichersten Läufer stolpern mußten — genug, Herr Friedel Blauwurm glitt gerade vor seiner Dame aus und fiel vor ihr unfreiwillig auf die Kniee — sie aber, auf solche Begebenheit nicht gefaßt, im stürmischen Laufe ihm entgegeneilend, sie wäre unfehlbar über ihn hinübergepurzelt, wenn sie nicht rasch mit einem kleinen Aufschrei die Arme um seinen Hals geschlungen hätte, um sich festzuhalten! . . .

Welche Situation!

Da lag er nun vor ihr auf den Knieen und sie hatte die Arme um seinen Hals geschlungen . . .

O über die Tücke Amors!

Er fand sich übrigens trefflich in die absonderliche Lage, unser Held, Herr Friedel Blauwurm. Lachend schlang er auch die Arme um sie.

„O, Malchen,“ rief er, alle Vornehmheit vergessend, „mein süßes Mädchen!“

Sie machte sich tieferröthend los.

„Stehen Sie rasch auf,“ sagte sie, „sonst glauben die Leute noch, daß Sie mir ein Liebesgeständniß machen wollen“ . .

„Und wenn es so wäre?!“ rief er begeistert. „Auf dem Eise haben wir uns kennen und lieben gelernt — wollen wir uns nicht auch auf dem Eise verloben?“

„Sie haben sich die Sache so lange überlegt, Herr Friedel“, sagte das schöne Mädchen schelmisch, „daß Sie mir wohl auch etwas Zeit dazu gönnen können. Stehen Sie auf, stehen Sie auf . . . So! . . . . doch es scheint, daß Sie der Fuß schmerzt . . . Sie werden sich wohl zwei Tage kalte Umschläge auf die Knöchel legen müssen, um wieder gesund zu werden wie ein Fisch . . .“

Und lachend bot sie ihm den Arm als Stütze an.

„Fräulein Malchen,“ sagte er, indem er ihren Arm zärtlich an sich drückte, „machen Sie einen Glücklichen, sagen Sie mir sofort —“

„Aber Herr Friedel,“ erwiderte Jene, „haben Sie vergessen, daß Sie Präsident eines gewissen Vereins sind . . .?“

„Gewesen, Fräulein Malchen, gewesen, ich bin es nicht mehr! . . .“

„Ach — was muß ich hören? Wie ist das gekommen?“

„Eine Verschwörung, liebes Fräulein — der Fasching, die Bälle, die Verführung — heute Morgens erhielt ich elf Briefe — alle Vereinsmitglieder geben ihre Demission — treten in den Stand der Ehe — sind reuig bekehrte Sünder! — Ich allein — liebes Fräulein — ich allein bin noch übrig — der letzte „rothe Ochs“ — wollen Sie so grausam sein, mich Ochs sein zu lassen?!“

Das schöne Kind war nicht so grausam. Und als sie mitsammen die Eisbahn verließen, hatte auch sie die Noblesse vergessen. „Ja,“ flüsterte sie, „ich will Ihr Malchen sein, Ihr Malchen“ . . .

* *
*

Und so glitten die Beiden sanft in die Ehe und gleiten in derselben weiter. Arm in Arm erscheinen sie auf der Eisbahn — Herr Friedel und Frau Malchen Blauwurm gelten als die besten Schlittschuhläufer. Manchmal, an trüben Nebeltagen, wenn sie auf der spiegelglatten Fläche mit hochgerötheten Wangen dahineilen, kann man einen pausbäckigen, kleinen Jungen in äußerst dürftigster Bekleidung sehen, der nach kecker Taubenart glitscht — zwischen ihnen auf dem Eise dahinglitscht. Und das ist vielleicht das Merkwürdigste an unserer Geschichte, die von manchen merkwürdigen Schwenkungen, Schwankungen und Accidents berichtet, — der putzige Bursche bleibt den Beiden treu, trotzdem sie verheirathet sind . . .

Kulturgespenster.

Von Conrad Alberti.

(Nachdruck verboten.)

Es ist unmodern geworden, an Gespenster zu glauben. Wer heute grauliche Geschichten hören will, muß zu den Dienstmädchen gehen, oder in die Frauenarbeitssäle der Fabriken. Im Allgemeinen sind wir zu aufgeklärt dazu. Und doch wissen wir gar nicht, wie sehr wir fast bei jedem unserer Schritte im wirklichen Leben selbst von Gespenstern umgeben sind, denen wir huldigen, an die wir als an wirkliche Dinge glauben und denen wir Ehre und Gehorsam angedeihen lassen. Sie beherrschen uns geradezu. Diese modernen Kulturgespenster sind Bräuche aus uralten Zeiten, aus längst vergangenen Entwickelungsabschnitten der Kultur, die sich am Leben erhalten haben, die mitten zwischen uns herumgehen, die wir verehren, ohne die wir oft glauben nicht bestehen zu können, die wir, ihre leeren Adern erkennend, mit eigenem Blut zu erfüllen streben, das wir uns selbst abzapfen.

Der Kulturhistoriker schlägt bei seinen Studien oft die Hände überm Kopf zusammen über den langsamen Gang der geistigen Fortentwickelung der Menschheit, über die seltsamen Windungen, die der Strom der Kultur macht, seine Krümmungen und Umwege. Aber nicht nur, daß es Tausende von Jahren dauert, bis eine falsche Anschauung und Auffassung von einer richtigeren verdrängt wird — ich erinnere nur z. B. an das ptolomäische System, — sondern selbst nachdem die neue schon längst in Maß und Geltung ist, bleiben noch zahllose thatsächliche Bräuche, Sitten, Gewohnheiten, Vorurtheile aus der Zeit der Herrschaft der alten Anschauung in voller Kraft. Die Menschheit ist zu träg, zu inkonsequent, sie zu beseitigen, „was grau von Alter ist, das heißt ihr göttlich“, wie der Dichter sagt. Und je älter sie werden, als desto heiliger erscheinen sie, desto strenger ahnden wir ihre Verletzung und bewundern sie um so mehr, je mehr unser Verständniß für sie schwindet. Tritt aber der Widerspruch zwischen der thatsächlichen Gewohnheit und der geltenden Anschauung zu grell zu Tage, dann schaffen wir nicht etwa jene ab, sondern vernünfteln und deuteln in sie hinein und suchen sie aus der herrschenden Anschauung der Zeit zu erklären und auf ihr neu zu begründen, bis gewaltige Geister kommen, ihre Inkonsequenz darlegen und durch eine mächtige Agitation ihre Abschaffung veranlassen, oder bis sie, sofern dies angeht, den Bedürfnissen der neuen Zeit angepaßt und umgeändert und aus Kulturgespenstern wieder zu lebendigen Kulturfaktoren gemacht werden. Man ist erstaunt, wenn von Zeit zu Zeit einmal die Wissenschaft nachweist, wie tief in längst vergangenen Kulturanschauungen alltägliche Bräuche wurzeln, die wir als durch sich selbst gerechtfertigt oder aus unseren modernen Bedürfnissen entsprungen erachtet haben. In der Gegenwart haben namentlich zwei hervorragende Gelehrte unsere ganze Kultur in ihrem vollen Umfange untersucht, und, von ganz verschiedenen Standpunkten aus, die geschichtliche Begründung zahlloser Sitten, Vorurtheile, Rechtszustände nachgewiesen: Julius Lippert und Friedrich Nietzsche. Sie haben den Wirkungskreis der sogenannten Gesetze der Inkompatibilität und der Substruktion festgestellt und gezeigt, wie im Laufe der Zeiten allmählig das einst Thatsächliche, Reale, wörtlich zu Verstehende zum Symbol vergeistigt wurde oder zum Schatten verblaßte.

Wer denkt sich heut noch etwas dabei, wenn er dem Andern beim Niesen „zur Gesundheit!“ oder „helf Gott!“ wünscht? Und wie viel dachte sich die Vorzeit dabei! Sie glaubte noch die ganze Welt von unsichtbaren Dämonen erfüllt, den Geistern der Verstorbenen, welche die Lebenden placten und quälten, indem sie in ihre Körper fuhren. Wenn solch ein Geist den Weg zum Leib des Andern durch die Nase wählte, so entstand nach jener Meinung durch den Kitzel das Niesen, und der Andere wünscht seinem „besessenen“ Genossen, daß er den Geist bald wieder los werde.

Diese Geister der Abgeschiedenen, welche erst längere Zeit nach dem Tode zur Ruhe kamen, spielten in den Vorstellungen der Vorwelt eine ungeheure Rolle. Man glaubte, sie verlangten ihre Nahrung so gut wie die Lebenden fort, und wenn sie ihnen verweigert würde, wenn sie hungern müßten, rächten sie sich an den

Lebenden, indem sie ihren Schlaf, ihre Ruhe störten und Hagel und Ungewitter machten. Eine große Zahl noch heut üblicher Bräuche führt im letzten Grunde auf diese Anschauung zurück. Wenn die Hinterbliebenen Trauerkleider anlegten, wenn die Wittwe sich in den schwarzen Schleier hüllte, so geschah es ursprünglich nur, um sich unkenntlich zu machen, um sich vor dem Geiste des Geschiedenen zu schützen; das Trauerjahr währte Anfangs viel länger, bis zum vermeinten Eintritt der Verwesung, mit der man endlich auch den Geist todt glaubte. Das „de mortuis nil nisi bene" entspringt nicht der Pietät, die überhaupt erst sehr, sehr spät entstanden, sondern der Furcht, den Geist zu reizen. Man gab dem Todten seinen Schmuck, seine Lieblingsgegenstände mit ins Grab, damit er sie sich nicht als Gespenst selbst hole und die Erben plage. Man läutete beim Tode eines Menschen die Glocken nicht um ihn zu ehren, sondern um durch den Lärm den Geist zu vertreiben; jeder Theilnehmer warf der Leiche Erde nach und half mit den Grabhügel thürmen, um den Geist, der vielleicht noch bei der Leiche weilte, unten einzuschließen, daß er nicht an die Oberwelt zurückkäme. Erbstücke, besonders Erbschlüssel, brachten Glück, wurden besonders geehrt, weil man damit den Geist des Todten in den Bann seiner persönlichen Dienste zu bekommen glaubte, und aus derselben Anschauung entspringt der Aberglaube, der Strick eines Gehängten bringe Glück. Der Wetterhahn auf den Dächern und Thürmen sollte zum Schutz gegen den Ueberfall von Geistern dienen; denn der Hahn genoß seiner nächtlichen Wachsamkeit wegen besondere Verehrung als Hilfe gegen die Geister. Um den Geistern ihre Nahrung zukommen zu lassen, die sie forderten, wurden zuerst die Opfer eingeführt, die freiwilligen Fasttage, die Spenden, von denen die Seelenmessen der letzte moderne Rest sind. Ursprünglich entzog man sich sogar selbst Blut, denn das verdampfende oder in die Erde einsickernde Blut hielt man für die Lieblingsspeise der Geister. Als Ersatz blieb das auch bei uns noch übliche an die eigene Brust Schlagen beim Gebet zurück. Die mosaischen Speisegesetze, die man oft aus hygienischen Gründen gegeben wähnt, sind auf diese Anschauung zurückzuführen, besonders das Verbot des Blutgenießens und das gewisser Thiere, die den Geistern geweiht blieben. Auch ein anderes bekanntes mosaisches Gebot hat darin, und nicht in hygienischen Gründen seine Ursache.

Sehr weit zurück reicht ferner die Veranlassung der weit verbreiteten Abneigung des Hasses und Hohns gegen die Schwiegermutter. Es war einmal eine berechtigte Institution, daß die Kinder nur der Mutter gehörten, nicht dem Vater, daß der Letztere an seine Kinder weder Recht noch Pflicht hatte. Damals holte der Mann sich das Weib, das er begehrte, auf dem Wege des Raubes — und in solcher Zeit war der Haß zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn sehr natürlich. Allein — und Viele werden erstaunt sein, das zu hören, aber die Wirklichkeit ist nun einmal ganz unidealistisch — die Konvenienzehe, die Ehe nach Geld gehört einer späteren und höheren Kulturepoche an, als die Liebesehe. Die Heirath auf Grund eines Vertrags entwickelte sich, die Raubehe ward zur Kaufehe zu derselben Zeit, als das Haupt der Familie, mit allen Rechten und Pflichten, der Vater wurde; indessen die alte Form des Verhältnisses zwischen Schwiegermutter und Schwiegersohn blieb, und erhielt sich verblaßt bis auf den heutigen Tag. Bei einigen Völkern ist es strenges Gebot, daß vom Hochzeitstage ab jene Beiden kein Wort mehr mit einander sprechen dürfen.

Gar Mancher hat wohl schon oft unsere Damen bewundert, wie elegant und geschickt sie in Gesellschaft, auf Bällen, im Theater mit einem so nüchternen Gebrauchsgegenstand wie dem Taschentuch zu kokettiren, ja fast zu reden wissen. Giebt es doch Schauspielerinnen, wie die Sarah Bernhardt, die nur mit dem Taschentuch in der Hand spielen können! Die Sache hat ihren einfachen Grund: das Kokettiren mit dem Taschentuch ist nämlich das Ursprüngliche und sein weniger ästhetischer Gebrauch erst das Spätere. Es war ursprünglich ein Schmuckstück und der Schmuck, die individuelle Auszeichnung der Person, war viel früher in der Welt als die Kleidung, ja die Letztere hat sich erst aus jenem entwickelt. Es ist ein Irrthum der Bibel, die Menschen sich Kleider anfertigen zu lassen, weil sie sich schämen — nein, umgekehrt, das Schamgefühl hat sich erst an der Hand der Kleidung entwickelt. Man wundere sich daher länger nicht über die Launen, Schrullen, Ausschreitungen der Mode: die Kleidung ist eben ursprünglich nichts als Schmuck gewesen.

Wenn Jemand auf der Straße an Sie herantritt, indeß Sie gerade Ihre Cigarre rauchen und Sie um Feuer bittet, so denken Sie wohl kaum, daß solche Bitte und solch bereitwilliges Gewähren der letzte Rest einer uralten Kulturanschauung ist. Wir haben jetzt die billigen „Schweden", unsere Eltern hatten das Zündfläschchen, unsere Großeltern Stahl und Stein — aber in Urzeiten hatte man das nicht, sondern Feuer zu besitzen war eine große Sache und die Ansiedlung, die welches besaß, hütete es ängstlich, denn sein Ausgehen bereitete große Verlegenheit — dies ist auch die Ursache des strengen Vestakults im alten Rom. Man gab Feuer nur seinen guten Freunden ab, nur solchen, mit denen man in Frieden lebte, und so ist heut mit Recht das Feuer, das wir uns ansprechenden Fremden auf der Straße geben, ein Zeichen der allgemeinen Zivilisation, der sozialen Gleichstellung des Anderen mit uns. Sein Verlangen abschlagen, wäre eine Beleidigung, denn wir deuteten damit an, daß wir ihn für einen Strolch hielten, dem wir nicht trauten.

Die Form des „Brüderschafttrinkens" ist auch so ein Rest aus alter Kulturzeit. Damals schloß man nur „Blutbrüderschaft", auf Tod und Leben, wie noch heut bei den Wilden. Man machte sich einen Schnitt in den Oberarm und trank gegenseitig das Blut des Anderen — damit waren Beide nur noch eine Person, denn das Blut war nach alter Anschauung der Träger der Seele. Statt des Bluts wählen wir heut ein kommentmäßiges Getränk, aber noch immer stecken wir die Arme durcheinander, als ob wir Jeder aus dem Andern saugten.

Wie kommt unter allen Pflanzen gerade der Lorbeer dazu, als „Gemüse des Ruhms," als Lohn für den Künstler zu gelten? Ach, auf eine sehr prosaische Weise! Die alten Weissager und Sibyllen, die ihre Orakel ja in Versen aufgaben und die ersten Dichter waren, pflegten, um sich in Rausch zu versetzen, in dem sie Auskünfte ertheilten, vorher vorzugsweise — Lorberblätter zu kauen. Das Kauen kam später ab und man umsteckte mit den Blättern das Haupt.

Auch im Kriegswesen begegnen uns ähnliche Fälle. Die Fahnen, denen das Heer folgte, waren ursprünglich nichts als die Fetischbilder, die Götzen des betreffenden Volkes oder Stammes, sie brachten die Entscheidung, an ihnen haftete der Sieg, und unser Sprachgebrauch redet noch heute von „siegreichen Fahnen," als ob diesen das Verdienst zukäme. Die Wappen dagegen gehören schon einer späteren Zeit an, welche das Wesen der Allegorie zu fassen vermochte.

Besonders zahlreich sind jene vorzeitlichen Erinnerungen im Rechtsleben. Wie mancher wird schon über die Worte in der Eidesformel verwundert gewesen sein: „So wahr mir Gott helfe?" Wozu soll gerade bei einem Rechtsstreit Gott helfen? Etwa den Prozeß zu gewinnen?! Denn die Deutung „zur ewigen Seligkeit" ist erst sehr spät untergeschoben worden. Nein, diese Worte sind ein Rest aus der alten Zeit, in der jeder Rechtshandel durch das Gottesurtheil des Zweikampfs ausgefochten wurde, zu welchem der Eid nur die Einleitung, die Ankündigung darstellte. In diesem Zusammenhang ist der Sinn der Worte eine sehr ernste Bitte. In gesitteteren Zeiten fiel der Zweikampf, der Eid selbst wurde Rechtsmittel und seine Reinheit bewachte nicht mehr Gott, sondern das Strafgesetzbuch.

Uralter Anschauung entfließt die Einrichtung der Erbschaftssteuer. Ursprünglich folgte dem Todten all sein Eigenthum ins Grab nach, in einzelnen Fällen sogar Frauen und Knechte — dann, als der Umfang des Eigenthums dies verbot, fiel es der „todten Hand" zu, die es verwaltete und aus seinen Einkünften die für die Ruhe der Geister nöthigen Opfer lieferte, das Uebrigbleibende aber für die Lebenden verwendete, und für sich selbst als Lohn ihrer priesterlichen Mühewaltung. Noch später fand man es praktischer, die Hinterlassenschaft direkt an die Gemeinde fallen zu lassen. Allmählig entwickelte sich dann das persönliche Erb- und Testirungsrecht, und der rechtliche Anspruch der Gemeinde bez. des Staates oder Oberhaupts an die ganze Hinterlassenschaft wurde abgelöst durch Ueberweisung eines bestimmten Prozentsatzes.

Ja selbst das höchste der bestehenden Rechte ragt aus uralten Zeiten in unsere hinein, wie jene vorigen, nicht als ein Gespenst, sondern als ein volles, auf neuen Grundlagen wachsendes, aus neuen Wurzeln getränktes Stück Leben! Das Recht des Königs, dem Mörder sein verwirktes Leben zu schenken oder zu beschließen, der Gerechtigkeit freien Lauf zu lassen. Ein Verbrecher war nach alter Anschauung, als die Menschen noch in einzelnen Stämmen lebten, wer den Frieden des Stammes störte. Der Friede galt anfänglich nur innerhalb desselben Stammes, der aus diesem Gestoßene war „friedlos." Allmählich thaten sich mehrere Stämme, ohne sich im übrigen zu vereinigen, zu Verbänden zusammen, und über Verletzungen des gemeinsamen Friedens richtete ein gemeinsam gewählter Richter, während die Strafe für Verletzung des inneren Stammfriedens Sache des einzelnen Stammes blieb. Aus dem gemeinsamen Blutrichter — denn auf Friedensverletzung stand der Tod — wurde der König, das Richteramt ist das älteste des Königs. Er verhängte den Blutbann, er richtete nur über das schwerste Vergehen, den Landfriedensbruch. Die Untersuchung und Rechtsprechung ging bei der Mehrung seiner Geschäfte auf die Gerichte über, die Bestätigung des Urtheils aber behielt der König sich vor als ein geschichtliches Hoheitsrecht.

So ist unsere Zeit im Großen wie im Kleinen durch unauflösliche Fäden mit der grauen Vorzeit eng verbunden. Es erscheint nothwendig daran zu erinnern, in einer Zeit wie der unseren, in der an den ältesten Einrichtungen, an fast allen Zuständen heftig genagt und gerüttelt wird. Welch äußerste Vorsicht, welch strenge Untersuchung ist da nothwendig, auf daß mit dem Unberechtigten, Lebensunfähigen, Abgestorbenen nicht auch das Berechtigte, noch fest Wurzelnde ausgerissen, nicht mit den Gespenstern auch Stücke Leben vertrieben werden!

Die Wissenschaft, die uns die Waffen gegen das Veraltete, gegen den Aberglauben geschmiedet hat, giebt uns durch die Entwickelungslehre gerade die Möglichkeit, auch das Vernünftige vom Unvernünftigen zu unterscheiden. Sie lehrt uns genau, wo wir im einzelnen Falle rücksichtslos Axt und Messer anzusetzen haben.

Verantwortlicher Redakteur: J. Steinbach in Posen. — Druck und Verlag der Hofbuchdruckerei W. Decker & Co. (A. Röstel) in Posen.